



Nachdem Abu Michaïl die Zeitung entgegengenommen und sie unter dem ungeduldigen Blick meines Vaters lange betrachtet hatte, sagte er: „Ich werde sie dir nicht vorlesen; die Lektüre bringt nichts. Aber ich rate dir, die Sache mit ihm rasch in Ordnung zu bringen, wenn du es ihm nicht ausreden kannst. Aber versuch erst, sie ihm auszureden.“ – „Aber wie?“ wollte mein Vater wissen. „Das weisst du am besten“, versicherte Abu Michaïl, „du bist der Beste und Edelste deiner Generation.“ Aber wie könnte mein Vater, der Beste und Edelste in seiner Generation, mir etwas ausreden?!

Was mir geschah und was um mich herum geschah, daran erinnere ich mich bestens, Herr Kawabata, und das kann mir niemand ausreden. Was mein Vater tat? Mein Vater tat überhaupt nichts, weil die einzige Möglichkeit, die er hatte – nämlich die entscheidende Konfrontation mit mir –, äusserst schwierig war. Er hätte die ganze Familie kaputt gemacht und wäre danach selbst ein kaputter Mensch gewesen, kein normaler Bewohner dieser altehrwürdigen Ortschaft mehr, kein Herr über eines ihrer Häuser, kein mit Kühnheit gesegneter Ritter – mein Vater. Also schwieg er und kam nie wieder auf die Zeitung zu sprechen. Mehr noch, er legte sie auf den Tisch zurück, wo und wie sie gelegen hatte, dieselbe Seite, derselbe Artikel. So unverändert war

alles, dass mir nichts auffiel. Es war meine Mutter, die mir alles erzählte. Sie sagte mir auch, wenn das so weitergehe, würde ich unsere ganze Familie kaputt machen. Da konnte ich nicht mehr an mich halten. „Hör zu“, sagte ich zu ihr, „noch vor ein paar Jahren bist du, beladen mit unserer schmutzigen Wäsche, zum Fluss hinuntergegangen, um sie dort zu waschen. Inzwischen fließt das Wasser in dein Haus. Du musst nur noch den Wasserhahn aufdrehen, und schon sprudelt es dir wie ein Wasserfall entgegen. Noch weniger lang ist es her, da waren deine Nächte finster. Inzwischen musst du nur auf einen kleinen Knopf an der Wand drücken, und schon verwandelt sich deine Nacht in einen Tag. Wie oft schon hast du Vater gesagt, irgendwann müssten wir daran denken, einen Kühlschrank zu kaufen, damit wir diesen Speisekasten loswerden könnten, der an einem Strick mitten im Haus von der Decke hängt.“ *Ich schaffte es nicht, sie daran zu erinnern, wie sehr sie sich freute, wenn mein Vater einen von uns zu den Nachbarn, der Familie des Beamten, schickte, um aus deren Kühlschrank eiskaltes Wasser zu holen, manchmal sogar Eis, das aussah wie der Schnee auf den Bergen; nur fester war es.* Ob sie denn wisse, woher das Gas kommt, mit dem sie inzwischen auch, und zwar erst seit ein paar Monaten, koche, fragte ich sie, und zwar alles, was sie wolle, ohne Lärm und Getöse, mit Hilfe eines einzigen Streichhölzleins. Das sei die Wissenschaft, erklärte ich ihr. „Es ist die Wissenschaft, die alle sechs Kinder, die du bisher geboren hast, am Leben bleiben liess. Kein einziges ist gestorben. Das ist dieselbe Wissenschaft, die gesehen hat, was du auch siehst, dass die Erde nämlich eine Kugel ist und dass sie sich dreht. Daran ist nicht die Wissenschaft schuld. Es ist nicht ihr Fehler, dass sie sah, was du auch siehst. Denn wie du mit eigenen Augen siehst, dass der Kühlschrank das Essen kühlt und Wasser zu

Eis macht, genauso sieht sie, dass die Erde eine Kugel ist und dass sie sich dreht.“

Da antwortete sie mir! Zum erstenmal widersprach mir meine Mutter. Sie konfrontierte mich mit einem Argument, sie, die sich im allgemeinen mit der Ermahnung begnügte, ich solle erst einmal meinen Oberschulabschluss machen – *sie hatte begonnen, von diesem Abschluss als dem „Oberschulabschluss“ zu sprechen, nachdem ich in die Sekundarschule gekommen war* –, damit ich eine höchst angenehme Anstellung bekommen könnte, ausserdem eine ebensolche Frau. „Woher hast du bloss diese Ideen?“ fragte sie. „Ich habe noch nie von einer Religion gehört, die das lehrt, was du da behauptest. In welchem Buch liest du und deine Freunde eigentlich, mit denen du Tag und Nacht zusammenbist? Hör doch, mein Junge, verbann diese bösen Ideen aus deinem Herzen. Wir sind Menschen, die Gott brauchen, damit er uns eine Belohnung für unser Elend gewährt.“ Das war es! Das brachte bei mir das Fass zum Überlaufen. Zumal ich gerade das Brechtsche Theaterstück über das Leben des berühmten Astronomen Galileo Galilei las und mit meinen Kameraden darüber mit grosser Begeisterung und einem noch nie dagewesenen Eifer diskutierte. Ich setzte an, ihr das zu erwidern, was im Theaterstück Galilei erwidert, dass es nämlich für das Elend hier und heute nicht irgendwann später im Paradies eine Belohnung gebe. „Halt den Mund!“ fuhr meine Mutter mich an. Meine sanfte Mutter, meine Mutter, dieser Baum, fuhr mich an. Seit langer Zeit hatte sie das nicht mehr getan, seit Jahren, seit ich meinen Grundschulabschluss erhalten hatte und ihre Achtung vor mir ständig wuchs. Ich hatte ohne Schwierigkeit die Grundschule absolviert und war jetzt an der Schwelle des grossen Diploms, des Bakkalaureats, das nur wenige im Ort besaßen und das das Tor zu den

allerhöchsten Anstellungen aufat; meine Mutter erfüllte das mit Stolz, sie sprach vor den anderen Frauen gern lobend über mich und weidete sich an deren Freude. Meine Mutter sagte zu mir: „Halt den Mund!“ und fuhr dann fort: „Wir sollen also unser Leben auf einem Steinklumpen verbringen, auf einem Steinklumpen, der sich mit unzähligen anderen Steinklumpen in einem grenzenlosen Universum dreht?! Was hat sich da eigentlich in deinem hübschen Gehirn eingenistet?! Wir sollen also irgendein rundes Ding sein, das zwischen anderen runden Dingen im Universum herumirrt?! Nun sei doch vernünftig! Wir sollen jetzt also nicht mehr unter dem Blick Gottes stehen?!“ Nie habe ich es so genossen, meine Mutter reden zu hören wie damals. Nie habe ich mich so glücklich gefühlt.

Herr Kawabata, ich sah greifbar, wie recht die Bücher hatten. Greifbar! Was meine Mutter da sagte, sie, die in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Buchstaben gelesen hatte, das war genau das, was jener kleine Mönch meinte, der sich mit Galilei im Palast des Florentinischen Gesandten unterhielt. Hören Sie mal, was der kleine Mönch sagte: „Ich bin als Sohn von Bauern in der Campagna aufgewachsen. Es sind einfache Leute. Sie wissen alles über den Ölbaum, aber sonst recht wenig. Die Phasen der Venus beobachtend – *er, der kleine Mönch, war auch Astronom gewesen, hatte aber dieser Wissenschaft den Rücken gekehrt, aus Furcht vor den gefährlichen Folgen, die sich aus ihren Resultaten ergaben* – kann ich nun meine Eltern vor mir sehen, wie sie mit meiner Schwester am Herd sitzen und ihre Käsespeise essen. Ich sehe die Balken über ihnen, die der Rauch von Jahrhunderten geschwärzt hat und ich sehe genau ihre alten abgearbeiteten Hände und den kleinen Löffel darin. Es geht ihnen nicht gut, aber selbst in ihrem Unglück liegt eine gewisse Ordnung verborgen.

Was würden sie sagen, wenn sie von mir erführen, dass sie sich auf einem kleinen Steinklumpen befinden, der sich unaufhörlich drehend im leeren Raum um ein anderes Gestirn bewegt, einer unter sehr vielen, ein ziemlich unbedeutender. Wozu ist jetzt noch solche Geduld, solches Einverständnis in ihr Elend nötig oder gut? Wozu die Bescheidung, der Schweiß, der Hunger, die Unterwerfung? Nein, ich sehe ihre Blicke scheu werden, ich sehe sie die Löffel auf die Herdplatte senken, ich sehe, wie sie sich verraten und betrogen fühlen. Es liegt also kein Auge auf uns, sagen sie. Wir müssen nach uns selber sehen, ungelehrt, alt und verbraucht, wie wir sind? Niemand hat uns eine Rolle zugedacht ausser dieser irdischen, jämmerlichen auf einem winzigen Gestirn, das ganz unselbständig ist, um das sich nichts dreht. Kein Sinn liegt in unserm Elend, Hunger ist eben Nichtgegessenhaben, keine Kraftprobe; Anstrengung ist eben Sichbücken und Schleppen, kein Verdienst, nichts, womit Gott uns prüft.“

Herr Kawabata, sind Sie nicht auch überzeugt, dass es genau das ist, was meine Mutter gemeint hat, ja, was sie klar und deutlich ausgesprochen hat, sie, die Analphabetin, die nicht in der Lage ist, auch nur einen einzigen Buchstaben zu entschlüsseln. Wer hatte sie gelehrt, so zu reden? Etwa der Priester? Im Ort gab es gar keinen Priester mit einer höheren Schulbildung. Ich fragte sie ohne zu zögern und mit einem Anflug von Spott: „Wer hat dir denn beigebracht, so zu reden?“ Und während sie sprach, Herr Kawabata, konnte ich wirklich nicht glauben, was ich da hörte. Sie antwortete mir, ebenfalls ohne zu zögern, dass niemand lernen müsse, Gottes Angesicht zu schauen. Sogar das dumme Huhn schaue beim Trinken nach oben, um dem Schöpfer zu danken. Und sie habe nie weder Mensch noch Dschinn dermassen giftiges

Zeug daherreden hören, weder Christ noch Muslim noch Jude, ja, nicht einmal die Feueranbeter.

Zu jener Zeit wusste ich noch nichts vom Islam. Ich hatte noch nicht an der Universität in Beirut den Genossen Hassan kennengelernt, der mir von den schlimmen Auseinandersetzungen erzählte, die er über die Kugelgestalt und die Drehung der Erde mit seinem Vater, einem Scheich, gehabt hatte. Sein Vater sei, so erzählte er mir, geschickter gewesen als meine Mutter, da er lesen und schreiben könne und sogar hin und wieder in die Zeitung schaue. Deshalb gab er auch beim ersten Angriff seines Sohnes nach der berühmten Umkreisung der Erde durch Gagarin rasch nach und konzedierte sowohl die Kugelform als auch die Rotation der Erde. Doch dieses Nachgeben bedeutete keine Unterwerfung, sondern war Teil eines wohl durchdachten Plans, um die Niederlage zu vermeiden. Er baute nämlich eine zweite Verteidigungslinie auf – Hassan benutzte im Gespräch, sogar für den erotischen Bereich, immer diese martialische Terminologie – und erklärte, dass alles, was die moderne Wissenschaft bisher über die Erde herausgefunden habe, im Koran niedergelegt sei und überhaupt nicht im Widerspruch zu dessen Lehren stehe, eine Behauptung, die Hassan wütend machte. Er begann, den Koran nach Stellen zu durchforschen, an denen Himmel und Erde vorkommen und in denen er mit exzessiver Klarheit erwähnt fand, dass Gott die Erde ausgebreitet und den Himmel darüber gebaut hat, dass die Sterne Lampen sind, die daran hängen, und so weiter. Er trug sie auf einer Liste zusammen mit dem Namen der jeweiligen Sure, der Nummer des Verses und der Seitenzahl und legte sie seinem Vater vor. „Und wie hat das ganze geendet, Hassan?“ wollte ich wissen. Es habe damit geendet, erwiderte Hassan, dass er Haus und Hof verlassen und sich

endgültig in Beirut niedergelassen habe. „Und bis heute hat sich daran nichts geändert?“ – „Doch“, antwortete er, „heute ist die Situation radikal anders. Inzwischen ist der Kampf gegen den zionistischen Feind und das libanesische System voll entbrannt. *Es war Anfang der siebziger Jahre. Der bewaffnete palästinensische Widerstand erlebte seine grosse Zeit, getragen von einer immensen Sympathie unter den sunnitischen Muslimen und natürlich den Linksparteien.* Da mein Vater, der Scheich, im Gegensatz zu vielen anderen Personen aus seiner Religionsgemeinschaft, aufgrund seines Charakters und seines Denkens gegen Unterdrückung und Hegemonie und ganz sicher gegen Israel eingestellt ist, haben wir unseren früheren Zwist vergessen und mit unseren metaphysischen Differenzen Schluss gemacht. Und bei dir“, fragte mich Hassan dann, „wie hat das ganze bei dir geendet?“ – „Mit dem Tod meines Vaters“, erwiderte ich. „Dann hat also“, befand er, „bei euch das Schicksal das Thema zum Abschluss gebracht.“ – „So kann man es ausdrücken, wenn man will“, sagte ich. „Und wenn man nicht will“, fragte er, „wie kann man es dann ausdrücken?“ – „Die ganze Sache ist ausgesprochen kompliziert geworden.“ – „Ein bisschen deutlicher, wenn ich bitten darf“, drängte er. *Hassan schätzte gepflegte Ausdrücke dieser Art, in denen ich eine liebenswerte Reminiszenz an seinen Vater, den Scheich, sah.* „Das könnte eine lange Geschichte werden“, erklärte ich. „Sei's drum!“ meinte er. „Glaubst du etwa, wir Araber ermangelten der Zeit?“ Ich lächelte, weil ich seine Theorie über die Zeit kannte, eine Theorie, die er „Die kommunizierenden Röhren“ nannte und die besagte, dass Völkern, die die Zeit besitzen, alles andere fehlt. „Ist sie so lang, dass es dir schwer fällt, sie zu erzählen?“

„Mein Vater wurde“, begann ich zu erzählen, „wie viele andere im Rahmen einer Familienfehde umgebracht.“ – „Was ist daran so seltsam?“ wollte er wissen. „Schliesslich seid ihr da in diesem maronitischen Ort im Norden bekannt für die Blutrache und für eure Familienfehden. Das ist doch eine der Achsen eures Kampfes.“ – „Wenn es so einfach wäre“, entgegnete ich.